Achter Jahrgang — Nr. 1 — Bern, 9. Oktober 1914

Der freie Schweizer-Arbeiter

Wochenblatt für Sozialgesinnte aller Stände.

Offizielles Organ der evangelisch-sozialen Arbeitervereine der deutschen Schweiz.

Abonnementspreis: Bei der Post Fr. 1.— pro Vierteljahr, Fr. 2.— pro Halbjahr, Fr. 4.— pro Jahr. Für Mitglieder von Arbeitervereinen, **Blaukreuz-** und **christlichen Jünglingsvereinen**, wenn direkt bei der **Expedition** bestellt, die Hälfte.

Redaktion: **Otto Lauterburg, Bern**, Münzrain 3. Telephon 2377.

Insertionspreis: Per 4gespaltene Petitzeile 10 Cts. Bei Wiederholungen Rabatt. Man wende sich dafür an die **Expedition: Buchdruckerei J. Fischer-Lehmann**, Falkenweg 3 a, Bern. Telephon 163.

☛ Wir beginnen mit dieser Nummer den **VIII. Jahrgang** unseres Blattes, lassen aber bis zur endgültigen Sanierung unserer Finanzlage zunächst nur alle 14 Tage eine Nummer erscheinen.

☛ **Wer diese Nummer nicht umgehend refüsiert, wird als Abonnent betrachtet.**

Die Nachnahmen werden vom 15. Oktober an verschickt, und zwar mit Fr. 4.— für das volle Abonnement und Fr. 2.— für das ermäßigte.

Wir danken allen, die mit Beiträgen, Übernahme mehrerer Abonnemente oder Werbung neuer Leser den neuen Jahrgang uns sichern helfen, herzlich für ihre Hülfe und bitten diejenigen, welche bis jetzt ihre Absicht, das Blatt zu behalten, noch nicht mitteilten, ihm doch womöglich treu zu bleiben.

Redaktion und Expedition.

An die Leser und Freunde des Freien Schweizer-Arbeiter.

Auf die Mitteilungen in den letzten Nummern des am 30. September abgelaufenen Jahrgangs hin hat der Herausgeber des Blattes von zahlreichen Lesern Aeußerungen freundlichen Interesses und des dringenden Wunsches erhalten, es möge doch gelingen, sein Weitererscheinen zu sichern. Heute stehen wir nun vor folgendem Ergebnis:

Beiträge an die Kosten der Herausgabe des neuen Jahrgangs sind in erfreulicher Weise gezeichnet worden, so daß in dieser Hinsicht der gewünschte Betrag erreicht oder überschritten ist. Herzlichen Dank allen Helfern!

Hingegen haben bis heute noch lange nicht alle bisherigen Leser ihr Abonnement erneuert. Neue Abonnenten haben sich zwar eine ganze Anzahl gewinnen lassen, aber die gegenwärtige Lage ist ja so ungeeignet als möglich, Abonnenten zu veranlassen, ein neues Blatt zu abonnieren. Wer jetzt Zeitungen liest, will vor allem die neuesten Kriegsberichte bekommen. So müssen wir jedenfalls mit einer starken Verminderung der Leserzahl rechnen und das ergibt, zusammen mit dem fast gänzlichen Ausfall der Inserate, eine ungünstige Wirkung auf den voraussichtlichen Rechnungsabschluss eines neuen Jahrgangs.

Wir glauben aber, zuversichtlich annehmen zu dürfen, daß auch unter denjenigen Lesern, die bis jetzt ihren Zusicherungszeddel nicht eingesandt haben, doch noch eine stattliche Anzahl sich befinden, welche das Blatt behalten wollen. Da ferner der Herausgeber mehrfach darauf hingewiesen wurde, es gelte, das Blatt auf irgend eine Weise, wenn auch mit knapper Not und wenn nötig bloß 14tägig, wenigstens während dieses schlimmen Jahres durchzuhalten, weil man hoffen dürfe, daß nach dem Krieg gerade für die von ihm verfochtenen Grundsätze viel mehr Verständnis erwachen dürfte als vorher, so wollen wir den neuen Jahrgang wagen.

Jedenfalls aber müssen wir uns vorläufig mit dem Erscheinen alle 14 Tage begnügen, zu mehr langts nicht.

Der Herausgeber fühlt den Lesern gegenüber, die so großes Interesse an der Fortführung des Blattes bezeugt haben — und ihr möglichstes dazu beizutragen suchten, daß sie möglich werde, eine vermehrte Verantwortung. Das Blatt wird suchen, seine bisherigen Grundgedanken umso deutlicher und entschlossener zu vertreten, aber den Kampf dafür mit immer mehr ruhiger Sachlichkeit zu führen. Es wird sich nach wie vor an Sozialgesinnte aller Stände wenden und seine Hauptaufgabe darin sehen, zuerst von den Christen tieferes und stärkeres Verständnis für die sozialen Probleme und Aufgaben der Gegenwart zu verlangen, bevor man an die Masse der Arbeiterschaft mit der Forderung anderer Gesinnung und Haltung herantritt.

Keine Zeit kann uns nachdrücklicher, als die heutige, zu Gemüte führen, wie groß der Abstand ist zwischen dem, was Jesus und sein Reich der Menschheit als Ziel und Hoffnung hinstellen, und dem, was die Menschen, auch die große Mehrheit der Christen, unter furchtbaren Opfern und mit Gewalt erstreben. Naturgemäß werden daher die unser ganzes Fühlen und Denken umwälzenden Kriegsereignisse den Hauptausgangspunkt für unsere Gedankengänge bilden. Es ist Christenpflicht, keine Anstrengung zu scheuen, um herauszufinden, was uns diese gewaltige Zeit zu sagen hat. Je weniger man sich dabei mit bloß herkömmlichen frommen, vielleicht biblisch klingenden, aber dennoch so oft nur oberflächlich hingeredeten Gedanken begnügt, je mehr man Gottes Fußspuren nicht bloß im altbekannten, sondern gerade im unerhört neuen, die bisherigen Zustände, Anschauungen und Erwartungen zerschlagenden Weltgeschehen herauszuspüren sucht, desto schwerer ist die Aufgabe. Desto weniger wollen sich der Herausgeber und seine Mitarbeiter einbilden, selber allein dieser Aufgabe gerecht werden zu können. Sie hoffen und wünschen, daß durch die Ereignisse und brennenden Fragen dieser Zeit manche Leser ermuntert und aufgerüttelt werden, sodaß sie sich selber an der Arbeit beteiligen und ihre Anschauungen äußern. Durch vermehrten Gedankenaustausch kann dann unser Blatt Vielen noch bessere Dienste leisten, als bisher.

Wir möchten aber die Kriegsereignisse möglichst nicht vom militärpolitischen Standpunkt und zwar weder vom internationalen noch auch vom national-schweizerischen aus betrachten. Der Streit über das Maß von Recht und Unrecht der kriegführenden Parteien sollte in unsern Spalten so wenig Echo als möglich finden. Freilich lassen wir keine „moralische Neutralität" gelten, die auf ein Urteil aus Gleichgültigkeit oder Feigheit verzichtet. Aber die umgekehrte Gefahr einer leidenschaftlichen und darum einseitigen und ungerechten Parteinahme und Urteilsweise ist heute bei uns die viel größere. Und ihr entrinnen wir am besten dadurch, daß wir unsere Augen, unser Denken und unser Sehnen über alle nationalen und internationalen Angelegenheiten hinaus auf das noch höhere und göttlichere Ziel des Reiches Gottes richten. Nicht das, was Machthunger und internationale Herrschgelüste, was wirtschaftlicher Konkurrenzneid und materielle Profitgier, oder was auch an sich ganz berechtigte nationale Notwendigkeiten und Interessen heute den Völkern vorschreiben, soll uns vor allem beschäftigen, sondern die Ziele, auf die Gott die Menschheit auch durch das Grauen dieses Krieges hinführen will, und die Gedanken der Gerechtigkeit und des Friedens, die gerade jetzt himmelhoch über allen Gedanken der sich bekriegenden und vernichtenden Menschen und Völker planen. Erkennen wir sie auch nur stückweise, wie ein rätselvoll unklares Spiegelbild (1. Cor. 13. 12), so könnten sie uns doch Hoffnung, Zuversicht und Wegleitung bieten. Von dort aus wollen wir gerade auch die idealen Aufgaben unseres Schweizerlandes immer besser zu erkennen suchen und die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Pflichten, die wir Schweizer jetzt als Volk wie als einzelne Bürger und Christen täglich zu erfüllen haben, um so ernster ins Auge fassen. Das ist wichtiger und ersprießlicher, als sich am Meinungsstreit über die Kriegsereignisse zu beteiligen. Letzteres besorgen die Tagespressen und die Privatgespräche schon mehr als genug.

Wie weit unser kleines Blatt mit seinen mehr als bescheidenen Kräften diesen Grundsätzen zu entsprechen vermag, wird sich zeigen. Wir hoffen und wünschen, daß die Leser es nicht zu bereuen brauchen, ihm zur Fortexistenz verholfen zu haben.

O. L.

Umschau.

Der Aufruf des Bundesrates an das Schweizervolk vom 1. Oktober, der uns ermahnt, durch leidenschaftliche Parteinahme für diesen oder jenen kriegführenden Staat uns untereinander nicht zu entfremden, ist ein beschämendes Zeugnis für unsere politische Un-

reise. Es ist doch fatal, wenn die oberste Behörde uns ermahnen muß, zu bedenken, daß wir nicht in erster Linie Romanen und Germanen, sondern Schweizer sind. Was wir hie und da von Entgleisungen in dieser Beziehung, nicht nur in der Presse, sondern sogar bei unsern Truppen und auf der Kanzel vernehmen, mahnt in der Tat zum Aufsehen. Freilich, ein Auseinanderfallen der Schweiz zu befürchten, dazu liegt, unseres Erachtens, ein Grund nicht vor. Zu drastisch werden uns die Gefahren und Leiden der Großstaaten vor Augen geführt, als daß wir Lust bekommen könnten, sie zu teilen; wir sind froh über unsere Kleinheit. Aber es wäre jämmerlich und bedenklich, wenn wir nichts Edleres als dieses kleinliche philisterhafte Gefühl hätten, um Welsche und Deutschschweizer zu verbinden. Es braucht Besseres, wenn die vom Bundesrat erhoffte Einigkeit und der von ihm erstrebte „geistige, wirtschaftliche und politische Aufschwung“*) kommen soll. Sollen wir ein Volk sein und dessen froh werden, so müssen wir auch einen ausgeprägten Volkscharakter haben. Zu diesem Zweck muß aber das eigentümlich Schweizerische herausgearbeitet und festgehalten werden, allem verflachenden Internationalismus zum Trotz, alles was in unserer Art gesund, gut und lebenskräftig ist. Wie viel fehlt z.B., daß wir ein wirklich demokratisches Gemeinwesen sind, in dem nicht Schlagworte und Cliquen, sondern wirklich einsichtige Bürger ihr Zusammenleben bestimmen und ordnen. Wie sehr fehlt unserer „Freiheit“ die stolze und doch bescheidene Art im Bewußtsein des eigenen Wertes und der eigenen besondern Pflichten, alles ungesunde und anmaßende Fremdländische abzuwehren. Wie viele moralische oder vielmehr unmoralische Landvögte setzen wir uns immer noch selber. Man lese darüber den vortrefflichen Aufsatz Dr. Albert Barths im Politischen Jahrbuch der Schweiz für 1914 über „Demokratie und Schule“ und die Bettagspredigt von Gustav Benz in der Sammlung „In der Gewalt Jesu“. Und andererseits, wie fehlt uns die wahrhafte freie Weite des Blickes, die andere in ihrer beruflichen Eigenart gelten läßt und das Gute an ihnen dankbar anerkennt und schätzt; wie viel blödes Urteilen und Absprechen überall, besonders aber unter dem Einfluß des Alkohols. Es fehlt allenthalben an der rechten Erziehung zur Selbständigkeit und Gerechtigkeit im Denken und Handeln, die die unerläßliche Bedingung des Zusammenhaltens der verschiedenen Volksteile ist und die wahre Kraft unserer Neutralität. Denn am meisten imponiert eben doch immer der Charakter.

Sozialpolitik und Volkskraft. Staunenerweckend ist die Stoß- und Widerstandskraft der deutschen Armee in ihrem furchtbaren Existenzkampf nach zwei Fronten. Es ist, wie wenn jeder Einzelne fühlte, daß es für sein Vaterland ein Kampf auf Leben und Tod ist. Neben diesem patriotischen Gefühl, das ja die Franzosen z.B. auch zu so aufopfernden Kämpfern macht, ist es bei den Deutschen ohne Frage auch die langjährige großartige sozialpolitische Friedensarbeit, die ihrem Heer diese Kraft verleiht. Darauf macht ein Aufsatz des Präsidenten des Reichsversicherungsamtes, Dr. Kaufmann in der „Woche“ aufmerksam, der in einer, für unser Empfinden zwar überschwänglichen Art, aber doch sachlich unzweifelhaft richtig folgendes ausführt:

„Die große Zeit, die unser Volk wie mit eiserner Pflugschar aufwühlt und in seiner Seele scheinbar schlummernde Kräfte machtvoll ans Licht bringt, hat auch den bisher nicht voll erkannten Segen der Arbeiterfürsorge offenbar gemacht. Sie erwies sich als eine Quelle deutscher Kriegsbereitschaft. Was man von ihren verweichlichenden und entnervenden Folgen, von ihren politischen Enttäuschungen erzählte, waren Märchen. Ein starkes, bis in den Kern gesundes Volk folgt seinem Kaiser.“ . . . .

*) Merkwürdig übrigens, daß unsere oberste politische Behörde den wirtschaftlichen Aufschwung vor den politischen setzt.

Dr. Kaufmann erzählt dann die Entstehung der deutschen Arbeiterversicherung, die mit dem Gelöbnis des neu gewählten deutschen Kaisers 1871 begann, Mehrer des Reiches zu sein an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung und fährt dann fort: „Der Staat sollte sich nicht mehr, wie Fürst Bismarck 1882 im Reichstag erklärte, der Arbeiter nur dann erinnern, wenn Rekruten zu stellen oder Klassensteuern zu zahlen sind. In Zukunft wollte er sie auch schützen und stützen, damit sie mit ihren schwachen Kräften auf der großen Heerstraße des Lebens nicht überrannt und niedergetreten werden. Kaiser und Kanzler vertrauten, daß ein Staat, der für die wirtschaftlich Schwachen eintritt, damit dem eigenen Nutzen und Frommen dient und daß die von der Industrie ergriffenen Massen gegen die gesundheitlichen Schädigungen ihres Berufes zu schützen des Staates wertvollstes Gut, die Volks- und Wehrkraft, sichern heißt. Im Zeichen der neuen Fürsorge, so glaubten sie, erwüchse zum Segen für Deutschlands Wirtschaftsleben eine arbeitsfreudigere, in Güte und Maß der Arbeit leistungsfähigere Arbeiterschaft, würden auch die größten Werte, die es gibt, die sittlichen, ausgelöst.“

„Der Verlauf der Dinge hat den Pfadfindern der Sozialreform recht gegeben. Arbeiterversicherung und Arbeiterschutz haben in der Tat einen Eck- und Grundstein für unsere Gesundheitspflege geschaffen, sie sind zu einer sozialpolitischen Schule für die Nation geworden, deren Opfersinn der soziale Gedanke geadelt hat. Es überragt die Arbeit vieler Menschenalter, was die deutschen Versicherungsträger, unterstützt durch unsere ausgezeichnete Aerzteschaft und die ungeahnten Fortschritte deutscher Technik in Gemeinschaft mit Staat und Gemeinde während einer verhältnismäßig kurzen Zeit für die Volkswohlfahrt geleistet haben. Eine widerstandsfähigere, im eigenen Schutze der Gesundheit besser geschulte und in ihrer Gesamtlage weit über das Daseinsmindestmaß gehobene Arbeiterschaft war der Lohn der hingebenden Tätigkeit. Für das beispiellose Emporschnellen von Handel und Industrie wurde die Arbeiterfürsorge eine mitbestimmende Ursache. Auf diese Weise haben die für sie aufgebrachten schweren finanziellen Opfer als werbende Ausgaben sich zum großen Teile bezahlt gemacht.“

Dr. Kaufmann gibt nun einen zahlenmäßigen Ueberblick über die seit 1885 aufgebrachten sozialen Milliarden und die täglich daraus entspringenden Hilfeleistungen an den Kranken, Invaliden, Tuberkulösen und über die Anlagen zu gemeinnützigen Zwecken der Wohlfahrtspflege wie des Wohnungsbaues und faßt das Ergebnis also zusammen:

„Alle auf diese Weise erhaltenen Arbeiterleben bedeuten nationale Guthaben. Von einem der besten ausländischen Kenner der deutschen Versicherungseinrichtungen stammen die schönen Worte: „Das Geld, das in Deutschland für die Durchführung der Versicherungsgesetze ausgegeben wird, erscheint in tausend Gestalten wieder. Es wird zu Familienglück, Gesundheit und Menschenwürde und schafft ein starkes, lebenskräftiges Deutschland, das ewig dauern wird“. Ein Franzose, Professor Edouard Fuster in Paris, hat sie geprägt.“

Die Bettagsproklamation Wilsons. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat den 4. Oktober als allgemeinen Bettag bestimmt und auf ihn hin eine Proklamation erlassen, die u. a. folgendes sagt:

„Da große Nationen der Welt zu den Waffen gegeneinander gegriffen haben und jetzt ein Krieg Millionen von Männern zur Schlacht ruft, welche durch die Ratschläge von Staatsmännern nicht vor dem furchtbaren Opfer bewahrt werden konnten, so setze ich, Woodrow Wilson, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, hiermit Sonntag den vierten kommenden Oktober, als einen Tag des Gebets und der demütigen Bitte an und ersuche alle gottesfürchtigen Personen, sich an jenem Tage nach den Stätten ihrer Gottesverehrung zu begeben und vereint den Allmächtigen Gott anzuflehen, daß er, die Ratschläge von Menschen überschattend, gnädig die Dinge ordnen möge, welche Menschen nicht zu beherrschen oder zu ändern vermögen; daß er sich über die Nationen erbarme, die jetzt in tödlichem Konflikt miteinander liegen und in seiner Gnade und Güte einen Weg zeigen möge, wo Menschen einen solchen nicht zu sehen vermögen; daß er seine Kinder wieder mit heilsamem Frieden begnaden und das gute Einvernehmen unter Menschen und Nationen wieder herstellen möge, ohne welche es weder Glück noch wahre Freundschaft noch irgend eine heilsame Frucht der Arbeit oder des Denkens in dieser Welt gibt, und wir auch zu diesem Zwecke beten, daß er uns unsere Sünden, unsere Unwissenheit seines heiligen Willens, unseren Eigenwillen und unsere vielen Irrtümer vergeben möge, und daß er uns auf den Pfaden des Gehorsams zur Erleuchtung führen möge und zu Gedanken und Ratschlägen, die uns rein und weise machen.“

Die festbesoldeten Beamten des Kantons Zürich mit Einschluß der Pfarrer und Lehrer haben für die vier Monate September bis Dezember über 100,000 Franken an freiwilligen Beiträgen durch Verzicht auf einige Prozente ihrer Jahresbesoldung gezeichnet.*)

F. Sutermeister.

Auch eine Erhöhung unserer Wehrkraft.

Schon wiederholt brachten die Tagesblätter Mitteilungen über die Maßnahmen der Militärbehörden zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauches im schweizerischen Heere. So hat der Armeearzt an die Sanitätsoffiziere der Armee die Weisung erlassen, bei ihren Kommandanten dahin zu wirken, daß bei der Truppe der Genuß alkoholischer Getränke auch in der dienstfreien Zeit möglichst eingeschränkt werde. Auch sollen den Soldaten alkoholfreie Getränke leicht zugänglich gemacht werden.

Es scheint nun, daß diesen Weisungen der obern Kommandostellen nur zum kleinsten Teil in gebührender Weise nachgelebt werde. Was man etwa an Abenden oder an Sonntag Nachmittagen sieht, läßt nicht gerade darauf schließen, daß die Soldaten über die Gefahren des Alkoholmißbrauches genügend aufgeklärt worden seien. Und wenn es sogar vorkommt, daß von Schulknaben ganze Bierkisten für die Schildwachen herbeigeschleppt werden, also während der Arbeitszeit der Soldaten, wo ja „schon seit Jahren jeder Alkoholgenuß strengstens verboten ist“, so sind das bedauerliche Gesetzesübertretungen. Entweder werden Verbote erlassen, um wirklich gehalten zu werden, oder dann verbiete man lieber gar nichts.

Reichlicher Alkoholgenuß, sei es während der Arbeit oder in der Freizeit, ist wohl wie nichts anderes geeignet, die Ordnung und Disziplin, die Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit einer Armee zu untergraben. Dafür liegen aus Kriegs- und Friedenszeiten hunderte von Belegen vor. Nur ein einziges Beispiel sei hier erwähnt: Im englisch-indischen Heere kamen 1894/95 von je 1000 Abstinenten 4,54, von je 1000 Nichtabstinenten aber 42,32 vor das Kriegsgericht; 1898 und 1899 waren es bei den Abstinenten 4,12 ‰, bei den Nichtabstinenten 36,38 ‰. Als invalid heimgeschickt wurden von den abstinenten Heeresteilen 6 ‰, von den nichtabstinenten 29 ‰. — Wenn in der Zeit vom 3.—23. August 1914 in der schweizerischen Armee 5 Fälle von Geistesstörung „infolge fortgesetzter Trunksucht“ amtlich festgestellt wurden, — natürlich haben die Betreffenden schon vor dem Dienstantritt zu viel getrunken—, wenn vor den Militärgerichten immer wieder Vergehen und Verbrechen, „begangen im Zustande der Trunkenheit“ abgeurteilt werden, so läßt das zweifellos erkennen, daß der Bekämpfung des Alkoholgenusses in unserer Armee noch nicht überall die erwünschte Beachtung geschenkt wird. — Aus

*) Wie steht es damit in andern Kantonen? Red.

... zahlreichen Fällen von Hitzschlag, von ... bei den vielen Unfällen wirkt erfahrungsgemäß reichlicher Alkoholgenuß als ... oder auslösende Ursache mit.

Daß in den Kriegen der letzten Jahre diejenigen Armeen siegten, die weniger Alkohol ..., kommt wohl nicht von ungefähr. So ... die japanischen Soldaten während des ganzen russisch-japanischen Krieges in der Verpflegung fast gar keinen Alkohol ... Als der japanische Admiral Kamimura die Freiwilligen vor Port Arthur in den Kampf führte, sprach er zu ihnen: „Meine Kinder, ich schicke euch an den gefährlichsten Ort, in das entsetzlichste Feuer des Feindes. ... alle ohne Ausnahme! .... Den Abschied von euch feiere ich nicht mit Champagner, weil eure Aufgabe einen klaren Geist erfordert, Champagner aber die Klarheit des Verstandes und der Gedanken trübt. Leeret mit mir eine Schale klaren Wassers!“ General [illegible] Eguchi, der Präsident der höchsten militärischen Lehranstalt in Tokio, schrieb nach dem russisch-japanischen Feldzug: „Heute sind die meisten unserer Stabsoffiziere abstinent, und auch die militärische Erziehung in den Schulen schließt jeden Alkoholgenuß aus.“ Das indische Heer (englisch-indische Kolonialtruppen) besteht zu einem Drittel aus Abstinenten. Vor einigen Monaten ist der gesamten Marinemannschaft der Vereinigten Staaten jeder Alkoholgenuß vollständig verboten worden. Auch in Deutschland ist man bei der Bekämpfung des Alkoholismus unter den Truppen je länger je schärfer vorgegangen. Noch kürzlich, vor Ausbruch des Krieges, ließ General von Deimling in Straßburg durch Truppenbefehl bekannt geben, daß die alkoholfreien Getränke an die Soldaten nicht teurer verkauft werden dürfen als Bier. Ferner verbot er, „daß Mannschaften im Manöver Bier oder sonstige alkoholische Getränke in die Vorpostenbiwaks mitnehmen, weil Alkohol müde und zum Vorpostendienst untauglich macht.“ Generaloberst Graf von Häseler schrieb 1903: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß der Mann ohne Alkoholgenuß weit leistungsfähiger sowohl zu körperlicher, wie zu geistiger Arbeit ist, also weniger ermüdet, und das zu allen Jahreszeiten. Schnaps ist das größte Übel; Bier kommt ihm sehr nahe; es vermindert die Leistungsfähigkeit, macht müde und erzeugt immer Durst. Wein taugt auch nicht. Gebt den Soldaten Wasser, Kaffee oder Tee!“ — Und in der Rede, die er 1910 bei der Einweihung der neuen Marineschule in Mürwik hielt, sagte der Deutsche Kaiser: „Der nächste Krieg und die nächste Seeschlacht fordern gesunde Nerven von Ihnen. Durch Nerven wird er entschieden. Diese werden durch den Alkohol untergraben und von Jugend auf durch Alkoholgenuß gefährdet. Diejenige Nation, die das geringste Quantum von Alkohol zu sich nimmt, die gewinnt!“ — Und wenn wir den bisherigen Verlauf der Kämpfe im Westen und Osten von Deutschland betrachten, scheint da nicht jetzt schon dieser Ausspruch Kaiser Wilhelms II. durch die Tatsachen bestätigt zu werden! Wenn auch selbstverständlich bei allen diesen Kämpfen und Schlachten noch gar viele andere Umstände mitwirkten, — daß die relative Nüchternheit des deutschen Heeres nicht auch sein Gutteil mit zu den Siegen beigetragen hat, wird wohl kein ernsthafter [illegible] bestreiten wollen. Die Schnaps-[illegible], die Wudki-Mißwirtschaft im russischen Heer ist ja aller Welt bekannt. Und daß Frankreich unter allen europäischen Ländern die schlimmste Gesamtalkoholstatistik aufweist, ist ebensowenig Geheimnis.

Es sollte auch bei unsern schweizerischen Truppen der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch energisch weitergeführt werden. Es handelt sich dabei gar nicht um die „Ausbreitung der Abstinenz im Heere,“ wie es in einem [illegible] Erlaß (nach Meldungen der [illegible]) lautete, nein, es handelt sich dabei einzig und allein um die Erhöhung der Leistungsfähigkeit und um die Verbesserung des Gesundheitszustandes unserer Truppen; gerade auch die Widerstandsfähigkeit gegen Infektionskrankheiten (Typhus usw.) wird durch reichlichen Alkoholgenuß bedeutend herabgesetzt. Die Enthaltsamkeit ist also niemals Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck.

Eine sehr empfehlenswerte Maßregel wäre auch die Bestimmung, wie sie seit der Mobilmachung in ganz Deutschland durchgeführt wird: daß auf keinem Bahnhof im Umkreis von 250 Metern Alkohol ausgeschenkt werden darf. Aber so etwas ließe man sich in der „freien Schweiz“ wohl kaum bieten!

In löblicher Weise hat ja der Schweiz. Wirteverein (Sitzung des Zentralvorstandes Ende August in Zürich) seine Mitglieder aufgefordert, dem Verlangen der Soldaten nach alkoholfreien Getränken in weitgehendstem Maße entgegenzukommen. — Es ist nur zu wünschen und zu hoffen, daß dieser Appell des Zentralvorstandes an die Mitglieder nicht ungehört verhalle, sondern daß die Herren Wirte ihr Möglichstes tun werden, zur Durchführung solch segensreicher Maßnahmen. Freilich, unsere Mannschaften müssen aber auch alkoholfreie Getränke verlangen! Besonders erquickend und zugleich nährend ist frische Milch, die ja gegenwärtig in der Schweiz im Ueberfluß vorhanden sein soll. Der Aufruf des Schweiz. Bauernsekretariates, der Staatl. Hilfskommission, usw. an die Bevölkerung, recht viel Milch zu konsumieren, gilt doch wohl auch für unsere Soldaten. — Sehen aber die Wirte, daß sie für ihre alkoholfreien Getränke keinen Absatz finden, so wird ihr Eifer bald erlahmen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß den Abstinenzvereinen jedes Jahr zur Zeit der militärischen Uebungen, der Herbstmanöver usw. eine Anzahl Mitglieder verloren gehen. Im Interesse der Vereine ist's ja nur zu begrüßen, wenn sich so die Spreu vom Weizen sondert. Leute, die nicht wissen, warum sie abstinent sind, die taugen für den Kampf gegen den Alkoholismus überhaupt nichts. Es muß einer wissen, welches Ziel er verfolgt, wofür er kämpft. — Im Hinblick auf die Wichtigkeit der Bekämpfung des Alkoholismus ist aber dieser jährliche Abfall sehr bedauerlich. Es sollte darum jeder abstinente Wehrmann sich vor Augen halten, wie wertvoll gerade hier ein tapferes Ausharren ist, wie viel gerade jetzt das unerschrockene Beispiel auszurichten vermag. Keiner soll durch etwaigen Spott der Kameraden wankend gemacht werden, keiner sich wegen einiger Unzukömmlichkeiten, die ja die abstinente Lebensweise besonders in der Dienstzeit mit sich bringt, davon abhalten lassen, mutig und entschieden zu seiner Ueberzeugung zu stehen, zu seinem eigenen Vorteil, vor allem aber zum Wohl des Vaterlandes, das in diesen schweren Zeiten nüchterne, willensstarke Männer nötiger hat als je zuvor. In der Stunde, wo es auf äußerste Anstrengung der persönlichen Kraft ankommt, ist mit Leuten, die der Alkohol lähmt, nichts zu erreichen. Ein klarer Blick, ein fester Wille, das volle Bewußtsein von der Bedeutung des Augenblicks, von der Verantwortung des Einzelnen für das Ganze, nur das kann zum Gelingen führen.

A. M.

Der Krieg und die Mission.

Für uns Christen ist es eine besonders ernste Frage, welche Wirkungen der Krieg auf das große Werk der Heidenmission in der ganzen Welt haben werde. Gerade in den letzten Jahren ist die Einsicht von der gewaltigen Bedeutung, welche der Heidenmission nicht nur für uns selber und die innere Kraft unseres eigenen Christenglaubens, sondern auch für die religiöse Zukunftsentwicklung der ganzen Menschheit überhaupt, zukommt, in starkem Wachstum begriffen gewesen. Einer großen Zahl von Leuten, die früher verständnislos, gleichgültig oder geringschätzig von der Mission dachten und sprachen, sind doch die Augen dafür aufgegangen, daß sie sich irrten. Sie haben einsehen lernen, daß entweder unser eigenes Christentum der Zersetzung und der Stagnation entgegengehe, oder daß es gerade durch die Mission, durch die gewaltigen Aufgaben, welche ihm in der allmäligen Durchdringung und Eroberung der Völkerwelt für das Evangelium Jesu gestellt werden, eine stets steigende Kraft und Bedeutung für alle Teile des Lebens bekomme, und daß doch vielleicht die größte und wirksamste Vorarbeit für das Kommen des Reiches Gottes durch die Mission geleistet werde.

Und nun kommt der Krieg und wird auch überall in die Heidenländer und auf die Missionsgebiete hinausgetragen. Wenn gerade die größten, auch den abgelegensten Völkerschaften als christliche Nationen bekannten Weltmächte mit einer so grausamen Wut übereinander herfallen, was für einen Eindruck sollen die Heiden davon erhalten, welchen bis jetzt eben diese christlichen Völker als die höherstehenden, nicht etwa bloß in Bezug auf Macht und Reichtum, sondern auch in Bezug auf ihre Gesittung, auf die Erkenntnis von Gut und Böse, von Recht und Unrecht dargestellt wurden? Wenn sich jetzt gerade die besten Menschen unter den heidnischen Völkern nicht nur von der sowieso wurmstichigen „christlichen“ Kultur, sondern auch vom Christentum selber und seiner die Völker hebenden und segnenden Macht enttäuscht sehen und die vielleicht noch im Stillen darauf gesetzten Hoffnungen fahren lassen — dürfen wir uns darüber etwa wundern oder beklagen? Ein tiefer Schmerz muß alle ergreifen, die es erkennen, wie sehr gerade dieser Krieg zu einem Vorwurf an das Evangelium selber und zu einer schweren Schädigung seiner Wirkung führen kann. Aber gerade darum dürfen sie auch weniger, als je, die Zuversicht und den Glauben verlieren, daß schließlich Gottes Sache, und um diese handelt es sich ja hier in besonderem Maße, unter Seiner eigenen Leitung steht, und daß Er trotz allen Verfehlungen der Menschen dennoch, allerdings auf unsern Augen oft ganz verborgenen Wegen, auch aus diesem Krieg und seinen Umwälzungen und verheerenden Folgen noch Kräfte des Sieges für Sein Reich hervorgehen lassen wird. Für alle Missionsfreunde ist es jetzt besonders wichtig, diesen Glauben festzuhalten.

Die ersten Wirkungen des Krieges auf den Missionsbetrieb schildert Missionsinspektor Dipper im Basler „Heidenboten“ folgendermaßen:

„Die erste Wirkung des Kriegszustandes in Deutschland und der gleichzeitigen Mobilmachung in der Schweiz war die Leerung unseres Missionshauses. Nahezu alle Brüder, soweit sie deutscher oder schweizerischer Nationalität sind, wurden zu den Waffen einberufen, einschließlich der bei unserm letzten Missionsfest eingesegneten und zur Aussendung auf unsere Gebiete bestimmten jungen Brüder. Nur etliche Ausländer und unsere Allerjüngsten sind uns vorerst geblieben, und auch die letztern werden vielleicht schon bald zum Dienst des Vaterlandes einberufen werden. Wenn wir im ganzen 8—10 Brüder von unsern 121 Missionszöglingen und 5 Lehrerdienern übrigbehalten, so werden wir froh sein dürfen. Freudig und mit voller Willigkeit ihr Leben fürs Vaterland einzusetzen, sind die jungen Männer aus unserm Haus ausgezogen. Am 2. August hatten wir noch eine gemeinsame Abendmahlsfeier in unserm Haus, dann trennten wir uns voneinander mit tiefem Ernst, aber in freudiger Christenhoffnung dessen gewiß, daß der Christ sein Leben nun und nimmer verlieren kann. Auch viele Glieder unserer Verwaltung, Buchhandlung und Handlungsgesellschaft sind mitausgehoben worden. So geht's in unserm Missionshaus zurzeit recht stille her. Der neue Kurs, der am 17. August eröffnet werden sollte, mußte abgesagt werden. Auch die Kinderhäuser stehen nahezu leer, weil wir wegen der Grenzsperre, sowie der unmittelbaren Nachbarschaft der kriegerischen Ereignisse im Oberelsaß und wegen der Lebensmittelteuerung es für ratsam hielten, die in den Ferien befindlichen Knaben und Mädchen von

der Rückkehr in die Kinderhäuser zurückzuhalten. Das Kleinkinderheim wurde völlig geschlossen. Dafür haben wir dem Platzkommando der Stadt Basel das Erdgeschoß des Missionshauses und die neue Turnhalle zur Einrichtung eines Lazarettes angeboten, samt etwa 70 bis 80 Betten. Das Angebot wurde dankbar angenommen im Blick auf die erwartete Zufuhr Verwundeter von den elsässischen Schlachtfeldern. So sucht unser Haus in seinem Teil zur Linderung der Wunden und Schmerzen des Krieges beizutragen. — Eine weitere Folge des Krieges ist die Unterbrechung des Verkehrs mit unsern Missionsgebieten. Sämtliche Aussendungen, die schon beschlossen waren, mußten unterbleiben — eine schmerzliche Enttäuschung für unsere nach Mitarbeitern ausschauenden Brüder draußen. Auch die Heimreise der erholungsbedürftigen Missionsgeschwister muß unterbleiben. Der briefliche Verkehr hinüber und herüber ist höchst unsicher geworden; zurzeit ist eigentlich nur noch telegraphisch eine Verbindung möglich, und auch von dieser wissen wir nicht, wie lange noch. So sind unsere Brüder draußen von uns völlig abgeschnitten und werden in der nächsten Zeit auf Informationen aus der Heimat verzichten müssen. Das ist um so ernster, als unsere Geschwister direkt oder indirekt unter dem Kriegszustand zu leiden haben werden. Von Deutsch-Togo wissen wir bereits, daß es durch die Engländer und Franzosen militärisch besetzt wurde. Von dem Schicksal unserer Brüder Schimming, Kies und Huppenbauer haben wir nicht die geringste Kunde. Ein ähnlicher Vorgang wie in Togo ist natürlich auch in Kamerun möglich. Aber auch über die Lage unserer Geschwister in den englischen Kolonien, in denen wir arbeiten, also auf der Goldküste, in Indien, Hongkong und Britisch Borneo haben wir keine Kunde. Unter allen Umständen sind sie zurzeit, soviel wir wissen, von der Geldzufuhr abgeschnitten. Der Generalkassier von Indien telegraphierte neulich, daß auch auf London keine Wechsel mehr zu ziehen seien. Wir müssen die Heimatgemeinde dringend bitten, unter diesen Umständen auch dieser unserer Brüder und Schwestern draußen treulich zu gedenken. — Eine dritte Wirkung des Krieges liegt für uns auf finanziellem Gebiet. Die Stockung des Geldverkehrs, das Darniederliegen von Handel und Wandel, die zeitweilige Zahlungsunfähigkeit auch der solidesten Banken, die Unverkäuflichkeit der vorhandenen Wertpapiere, die Lebensmittelverteuerung zufolge der Grenzsperre, die allgemeine Geldknappheit wegen der Einberufung der Ernährer und Haushaltungsvorstände — alle diese Umstände wirken zusammen, um auch unserer Mission das Durchkommen zu erschweren. Unser Trost ist, daß Gottes Brünnlein Wassers die Fülle hat; und die Tatsache, daß die vierte Bitte des Vaterunsers fleißig auch von uns und unsern Freunden gebetet wird, gibt uns die Gewißheit, daß wir, wenn auch mit äußerster Einschränkung, die wir willig auf uns nehmen wollen, durch die schwere Zeit hindurchkommen werden. Wenn unsere Freunde wenigstens die Halbbatzenkollekte, als die am wenigsten anstrengende Form ihres Gebens für die Mission, auch während der Kriegszeit fortsetzen wollen, so werden sie uns zu größtem Dank verpflichten. Und wenn besondere Wohltaten Gottes erlebt werden — und solche werden auch während der Kriegszeit eintreten — so möchten wir daran erinnern, daß auch die Dankesbüchsen unserer Mission ein Opferaltar sind, wo nach dem Wort gehandelt werden kann: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde". Vor allem aber möchten wir herzlich und inständig um treue Fürbitte gebeten haben. Das Gebet wird sich ja auch während der Kriegszeit als die allererste Großmacht erweisen, denn durchs Gebet nehmen wir teil am Weltregiment Gottes."

Die Art, wie die Leiter der Mission diese schweren Zeiten ertragen, zeigt ein Artikel des greisen Missionsdirektors Oehler in derselben Nummer des Heidenboten. Er schließt mit folgenden Gedanken:

„Wenn ich von unserer Mission rede, so will ich auch hier voranstellen, daß wir nicht vor Gott und vor die Missionsfreunde treten können mit dem Bekenntnis, wir sind unschuldig und haben dem Herrn in seinem Reich nur mit reinem Herzen und reinen Händen gedient. Auch im Blick auf unsere Missionsarbeit müssen wir uns vieler Sünden und Versäumnisse schuldig bekennen, und wir fühlen das auch. Es ist auch gerade in den letzten Jahren im Missionshaus und im Kreise der Missionare ein stärkeres Gefühl unserer geistlichen Armut und Unzulänglichkeit erwacht. So dürfen wir nicht mit Berufung auf die Würdigkeit unserer Person und auf unsere Leistungen den Beistand Gottes und die Hilfe der Menschen für unser Werk erbitten. Aber doch treiben wir das Werk des Herrn und er hat unsern Dienst nicht verschmäht. Wir dürfen auch sagen, daß dieser Dienst von vielen mit viel Hingebung und Gebet getan wird. Und wenn der Apostel Paulus als ein Kennzeichen, daß er als echter Apostel Christo dient, darauf hinweist, daß er durch Leiden ausgezeichnet ist, so darf auch die Basler Mission daran erinnern, daß sie das Kennzeichen des Kreuzes trägt. Davon könnten viele Brüder und Schwestern, die im Dienste stehen, Zeugnis ablegen. Dazu hat sich Gott nun schon seit fast hundert Jahren durch seinen Segen zu unserem Dienst, auch wenn er in Schwachheit geschah, bekannt; davon legt jeder Jahresbericht, auch der neueste, Zeugnis ab. Und er hat uns noch große Aufgaben vorbehalten, darum dürfen, ja müssen wir um des Werkes willen ihn um seinen fernern Beistand und unsre Freunde um ihre Hilfe bitten. Wir dürfen dies aber auch tun um der geistlichen Gemeinschaft und Verbundenheit willen, in der wir mit Euch, liebe Freunde, stehen. Wir sind ja nur diejenigen, die das Werk, das auch Euch auf dem Herzen und Gewissen liegt, der Berufung Gottes folgend ausführen. Darum müssen wir in dieser Notzeit umsomehr zusammenstehen und die Sorge um das Werk miteinander aufs Herz nehmen. So richtet denn unser Komitee an alle unsere Freunde die herzliche Bitte, über der allgemeinen Not und Sorge, die ja freilich jetzt unsre Herzen erfüllt und uns zur Tat und Hilfe aufruft, doch die großen Angelegenheiten des Reiches Gottes und Jesu Christi nicht zu vergessen und auch fernerhin mit Fürbitte und, so weit es die gegenwärtigen Verhältnisse gestatten, auch mit Handreichung für die Mission einzutreten. Insbesondere bitten wir die Sammlungen des Kollektevereins, welche die zuverlässigste Einnahmequelle für unsere Mission bilden, so weit es möglich ist, fortzusetzen."

Der Herr, unser Gott, erhalte und stärke uns den Glauben und mache uns geschickt, auch in schwerer Zeit zu seiner Ehre zu leben, und wenn es sein muß, zu leiden, und in seinem Dienste zu stehen."
